



Helena Hübner: Ein Bericht über mein Leben

Sehr geehrter Herr Petkau!

Ich muss mich mehrmals entschuldigen. Vor langer Zeit hatte ich mit Ihnen und Willi Vogt Kontakt aufgenommen: in einem Heidelberger Altenheim arbeitend konnte ich Fr. Helena Hübner und ihrem angenommenen Sohn Hr. Kornelius Töws kennenlernen. Fr. Hübner erzählte ihre Lebensgeschichte einer Kollegin, Hr. Töws ist leider früh psychisch krank geworden. Beim Tod von Fr. Hübner kam eine Verwandte von Sibirien angereist, leider aber erhielt sie nichts der hinterlassenen Gegenstände. Zwei Fotos (deren Kopien ich zur Kartendekoration verwende) und den BVD Ausweis von Hr. Töws sende ich Ihnen mit der Kopie d. Lebenserinnerungen mit.

Meine Schwester in Aachen wollte dieses Material einem ihr bekannten Mann (ebenfalls Mennonit aus dem Altaigebiet) erst einsehen lassen, dann Ihnen zuschicken. Leider ist es bei ihr in Vergessenheit geraten und ich dachte, das Zusenden an Sie wäre längst erledigt!!!

Mit vielen Grüßen

BA Welter

In Georgsdorf, am 28.10.1905, kam ich zur Welt. Georgsdorf war ehemals eine deutsche Mutterkolonie, gegründet von der Kaiserin, der Gattin Nikolai II.. Sie selbst stammte ursprünglich aus Darmstadt. Arbeitslosigkeit und Lebensmittelknappheit waren zu dieser Zeit sehr verbreitet. Die Kaiserin hat es nun ermöglicht, daß möglichst viele Deutsche zu ihr nach Rußland übersiedeln konnten. Großzügig wurde ihnen hier Hilfe beschert. Jeder bekam ein Stück Land, ein Stück Wald und Geld zum Häuserbauen. Auf diese Weise entstanden viele einheitliche, hübsche Dörfer mit Obstgärten und vielem anderen mehr.

In einem solchen Dorf wuchs ich also auf. Wir waren 5 Brüder und drei Schwestern, und ich war die dritte Schwester. Zur Schule sind wir alle in Georgsdorf gegangen. Ich persönlich habe bei einem russischen Diakon, einem Pfarrer also, russisch gelernt. Er war ein sehr frommer Mann. Doch was hatte ich anfangs Angst vor ihm! Mit seinem langen, schwarzen Bart stand er eines Tages bei uns in der Tür und sagte auf russisch: „Hab' keine Angst, hab' keine Angst.“ Doch ich verstand ja noch kein russisch! Dann bot er mir Süßigkeiten an, aber ich nahm nicht an, sondern schaute ihn nur mit großen Augen an. Dies ist die erste Erinnerung, die ich von ihm besitze.

Die Sprache habe ich gut bei ihm gelernt, alsbald konnte ich fehlerlos schreiben und sprechen.

Warum ich mich so gefürchtet habe, möchtet ihr wissen? Dieser Diakon war doch ein Russe, und den Russen war es verboten, unser Dorf zu betreten.

Mein Vater und mein ältester Bruder waren leidenschaftliche Jäger. Sie hatten 15 Jagdhunde. Zogen sie frühmorgens auf die Jagd, so kamen sie des Abends immer mit viel Wild nach Hause, mit Hasen,

Füchsen und Rehen. Später wurde alles verkauft oder für junge Kälber eingetauscht. Oh, was haben wir dafür Kalbsfleisch gegessen!

Mein Zweitältester Bruder Hans mochte das Jagen nicht so sehr. Einmal ist er jedoch zu seinem Freund geritten und hatte die Flinte bei sich. Als er wieder zurückkam, trug er zwei Füchse über der Schulter. Wir waren alle sehr erstaunt und meine Mutter drückte dies auch sogleich aus: „Hans, was

hast du da, wie kommst du denn bloß dazu?" Mein Bruder antwortete verschmitzt: „Das sind zwei Füchse, ich habe sie aus Versehen erschossen. So ein Pech!" Das war ein Spaß!

Nun geschah ein großes Unglück. Eines Abends wollte Hans seine Pferde füttern. Um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, mußte er sich etwas bücken, und im selben Moment kam ein Hund unter den Stäben hindurchgeschossen und biß meinem Bruder in den Kopf. Bleich wie die Wand kam er ins Wohnzimmer gestolpert, und er sprach: „Ich muß sterben." Mein Vater versuchte, ihn zu trösten. Dann haben sie ihm stillschweigend Stärkungsmittel gegeben.

Hans hat noch 39 Tage nach dem Biß gelebt. Dann fing er an zu toben, zu schreien, und die weißen Bettbezüge herunterzureißen, denn Tollwütige können doch Weißes nicht sehen. Mein Vater hat darauf noch den höchsten Arzt gerufen, einen Chirurgen. Dieser besah sich meinen Bruder und sagte Folgendes: „Ist jemand da, der mit mir kommen kann? Ich werde ihm Tabletten mitgeben. Davon soll Hans eine halbe einnehmen." Doch mein Vater war mißtrauisch. „Vergiften will ich mein Kind nicht", dachte er bei sich und gab unserem kleinen Stubenhund eine halbe Tablette. Er hatte ohnehin daran gedacht, ihn umzubringen, da das Hündchen oft mit den anderen Hunden zuwege war. Und sobald dem Hund die halbe Tablette verabreicht worden war, lief dieser los, bis in die Küche, dort fiel er um, und tot war er. Das Wäre ja ein Mord gewesen, wenn mein Vater also mit meinem Bruder verfahren wäre. Dem Hans haben meine Eltern nun keine Tablette gegeben, stattdessen haben sie immerzu mit ihm gesprochen, worauf mein Bruder jedoch erwiderte: „Haltet auf, ich muß euch beißen." Mein ältester Bruder Peter hat ihn alsdann festgehalten und ihm ein Handtuch vorgehalten, in das Hans nun hineinbiß. „Ich will das nicht, aber mein Körper verlangt es", gestand er uns. Bis zu seinem Tod war er bei vollem Bewußtsein.

Das Holzbrett brach in zwei Stücke, worauf sie ihn auf ein Eisenbett gelegt haben und ihn mit Handtüchern festgemacht haben, damit er nicht herunterfiel. Ich fühlte mich so schwer, ich konnte das alles nicht fassen, und meine Geschwister ebenso wenig. Wir alle standen die ganze Zeit über an der Tür und sahen zu. Meine Eltern konnten sich kaum beherrschen vor lauter Schmerz und Trauer. Meine Mutter hat so geweint, und Hans hat sie auch noch getröstet und hat gesagt: „Mutter, weine nicht, da kommt noch viel."

Viel Blut hat unser Bruder erbrochen, und schließlich hat das Herz ihm versagt. Früh morgens hatte es angefangen, und nun, um halb drei Uhr nachmittags, verschied er.

Die Beerdigung war sehr groß. Von überallher kamen die Leute, denn es hat ihnen Leid getan, daß Hans Hübert soviel Schrecken hat erleben müssen. Und er war doch überall beliebt gewesen, so viele Freunde hat er gehabt.

Meine Mutter hat wirklich viel Leid ertragen müssen mit uns Kindern. Mein drittjüngster Bruder Aaron ist an den schwarzen Pocken gestorben. Eine Bekannte, die einmal auf der Durchreise zu einer Beerdigung bei uns übernachtete, hat sie uns übertragen, sowohl Aaron als auch meiner Schwester Käthe und mir. Bei Aaron haben sich die Pocken im Inneren des Körpers verbreitet, auch in der Speiseröhre, und so mußte er sterben. Immer hat er gebettelt: „Ich habe Hunger, ich habe Hunger", und man hat ihm mit einer Röhre Essen eingeflößt. Dann, als das Essen im Magen war, jammerte er: „Mama, hol es raus, was da drin ist." Meine Mutter hat versucht, ihn zu trösten, sie hat gesagt, das müsse er jetzt durchstehen, aber da war kein Trost. Es wurde immer schlimmer, und schließlich starb er.

Meine Schwester und ich waren über das ganze Gesicht mit Pocken übersät. Käthe versuchte sie immer zu entfernen, weil sie mit ihren Freunden ausgehen wollte. Mir versprach der Arzt ein Geschenk, wenn ich nicht daran herumpicken würde. Und er hat mir dann auch wirklich eine schöne, große sprechende Puppe geschenkt, etwas ganz Wertvolles, sie konnte Mama und Papa sagen, und er hat mich gelobt, weil ich seine Worte befolgt hatte. „Und deine Schwester hat nun ein ganz narbiges Gesicht", seufzte er. Aber er hat meiner Schwester dann Massage verabreicht, mit Salbe, so daß ihre Narben wieder verheilt sind.

Unsere Reise gen Osten

Zu jener Zeit herrschten in Rußland verschiedene Banditen. Sie waren sehr zahlreich und bedrohten viele Dörfer. Da unser Haus am Stadtrand lag, so mußten wir eines Tages flüchten, unsere

Fenster waren schon ganz zerschossen.

An einem schönen Morgen des Jahres 1927 kam mein Vater also frühmorgens in unsere Schlafstube herein und sagte: „Kinder, macht euch fertig, wir müssen flüchten.“ Meine Mutter war gerade in voller Arbeit, denn sie wollte Weißbrot backen. Eben hatte sie den Hefeteig fertiggestellt. Aber mein Vater ließ nicht locker, er fing schon an, einzupacken und verschiedene Sachen auf den Wagen aufzuladen. Alles blieb liegen und stehen, und meine Mutter mußte Zusehen, wo sie ihren Teig, zuendebacken konnte.

Die Deutschen, die mit uns im Dorf wohnten, haben gelacht und gespottet, als mein Vater mit uns davonfuhr, doch es dauerte nicht lange, da waren auch sie unterwegs, denn das Dorf wurde beschossen.

Die Nacht war mild, so daß wir gut draußen auf dem Feld übernachten konnten. Anderntags fuhr mein Vater frühmorgens in ein nahegelegenes Dorf und ertand dort eine Wirtschaft, mit Obstgarten und allem drum und dran.

Es war schon Herbst, so daß mein Vater und mein ältester Bruder viel Obst ernten konnten, nachdem wir uns hier nun häuslich niedergelassen hatten. Das Obst wurde gedörrt, es waren viele Zentner, und da der Großmarkt nicht weit entfernt lag, sind sie dorthingefahren und haben alles verkauft. Diese Obsternte dauerte bis Oktober.

Die Banditen haben uns jedoch verfolgt und uns schließlich auch gefunden. Dann stellten sie einen Wächter vor unserer Haustüre auf, damit wir nicht wieder ungeschoren davonkämen. Mein Vater hat diesen Wächter beobachtet, mit Geschenken bestochen, und so ist dieser in der Nacht davongegangen, auf daß ihn niemand sehe. Daraufhin hat mein Vater alles wieder verkauft, und wir haben uns schnell aus dem Staub gemacht.

Wir haben die Eisenbahn genommen und sind mit ihr ganz weit in den fernen Osten gefahren. Das angestrebte Ziel, das mein Vater für uns ins Auge gefaßt hatte, war das Amourgebiet, aber der Zug fuhr nur bis zur Stadt Sarvitalja. Und als ob es damit nicht genug sei, ist er gegen Ende der Fahrt auch noch entgleist. Sechs Wagons mitsamt Passagieren sind umgekippt. Unser Wagon blieb stehen. Die Verwundeten wurden auf die noch stehenden Zugteile verteilt.

Mein Vater hat in Sarvitalja einen Lastwagen mit zwei Pferden gekauft, und auf diese Weise kamen wir bis an den Fluß Amour. Dort waren schon einige kleine Holzhäuschen gebaut worden, doch meine Eltern entschieden sich für ein großes Haus. Dies war sinnvoll, weil meine Brüder noch nicht alle verheiratet waren, und wir daher immernoch eine große Familie waren.

Mein Bruder Cornelius hat eine Anstellung in der Goldgruft angenommen. Täglich brachte ein Schiffskapitän die Arbeiter dorthin.

Meine Eltern haben mit der Fischerei begonnen. Der Fluß Amour war so groß wie ein Ozean, die Strömung verlief aufwärts und abwärts, wodurch der Fischfang sehr ergiebig war. Die Fische waren so lang wie Kälber, über zwei Meter lang!

Der Schiffskapitän war an dieser Arbeit sehr interessiert. Er schaute oft dem zu, was am Ufer geschah, auch meiner Mutter und meinen anderen Brüdern, die dort Fische säuberten. Nachdem sich der Schiffskapitän genügend umgesehen hatte, ist er mit meiner Mutter auf unseren Speicher gegangen, wo die Fische geräuchert wurden. Wie staunte er, als er sah, wie fein alles bereitet wurde, und so fragte er, ob er für seine Arbeiter von nun an die fertigen Fische kaufen könne. Meine Mutter sagte zu, und dann hat er jede Woche beim Vorbeifahren Fische geholt.

Was sollte ich selbst jedoch beginnen? Ich hatte den Lehrerinnenberuf erlernt, aber diesen hier auszuüben war nicht möglich, denn in diesem Gebiet hatten sich nur junge Leute mit Kindern, die noch Babies waren, angesiedelt. Mir kam nun der Gedanke, den Schiffskapitän zu bitten, sich für mich nach einer Stelle umzuschauen. Dieser sprach bei einem Bauamt vor, und ich wurde dort als Sekretärin angenommen. Meine Aufgabe war es, den vielen Arbeitern ihren wohlverdienten Lohn auszuzahlen. Zu diesem Amt kam ich wie folgt:

Außer mir gab es noch einen älteren Sekretär. Diesem traute ich nicht ganz. Deshalb nahm ich, sowie dieser zum Frühstück ging, seine Rechnungen und überprüfte sie. Und richtig: viele Stunden hatte er den armen Arbeitern nicht angeschrieben. Ich habe den Bauamtsdirektor auf diese Rechnungen hingewiesen. Sodann bat ich ihn, mich nicht zur Bank mitzunehmen, wo den Arbeitern

das Geld ausgezahlt wurde, denn ich wollte an dieser Ungerechtigkeit nicht teilhaben. Daraufhin prüfte der Bauingenieur die Rechnung selber nach und fand ebenfalls die Fehler. Der alte Sekretär wurde sogleich zurechtgewiesen, und ich fuhr an diesem Tag allein mit dem Bauamtsdirektor zur Bank. Man stellte mich vor, und von da an erhielt ich immer das Geld, um es den Arbeitern auszuzahlen. Diese waren sehr erstaunt und erfreut, daß sie nun mehr Geld bekamen, und sie erkundigten sich und bedankten sich sehr herzlich. Mich persönlich haben sie gebeten, ich möge nie mehr von ihnen fortgehen.

Eines Tages kam der Bauingenieur persönlich zu mir. Er war sehr aufgeregt, weil ihm das Geld zum Häuserbauen nicht mehr ausreichte, von der Bank hatte er schon alles genommen. Es war schon spät, und er bat: Oh, ich möge ihm doch helfen. Ich fragte, was denn los sei, und er erwiderte, er würde eingesperrt, wenn das Geld zum Weiterbauen nicht aufgebracht werden könne. Vor Schreck hatte er so große Kopfschmerzen, daß er nicht mehr aufrecht bleiben konnte. Ich rief sogleich meine Vermieterin und bat sie, sie möge ihm rohe Kartoffeln auf die Stirn binden. Dies war früher ein gutes Hausmittel, denn die Kartoffel ist ja saftig, und der Saft zieht die Schmerzen heraus.

Dann sagte ich zum Bauingenieur, er möge sich nun zusammenehmen, und ich werde ihm jetzt das Geld geben. Sodann ging ich an meinen Geldschrank, schloß ihn auf und entnahm ihm viele tausende Mark. Mein Vorgesetzter hatte schon ganz vergessen, daß er mir das Geld zur Aufbewahrung gegeben hatte. Wenn ich jetzt unaufrichtig gewesen wäre, was ich da hätte „eintaschen“ können! Aber so etwas bringt kein Glück, und das wegen der paar Papierfetzen - Nein.

Nun ging der Bauingenieur erleichtert zum Bauamtsdirektor und teilte ihm die Freude mit. Am nächsten Morgen kamen sie beide zu mir, bedankten sich herzlich und baten mich, bei ihnen zu arbeiten, bis ich nicht mehr könne. Ja, die waren so, auf einmal hatten sie Vertrauen zu mir gefaßt.

Doch da erkrankte meine Mutter und ich mußte sie zu Hause pflegen.

Die Flut

Da kam die Überschwemmung. Viele Menschen ertranken, und viele Holzhäuser sind mit dem Wasser mitgerissen worden, mitsamt den Bewohnern dieser Häuser, die verzweifelt um Hilfe riefen. Auch unsere Fischerei wurde ein Opfer der Wellen. Mein Vater und die Brüder haben ein großes, großes Floß gebaut, womit mein Vater uns Frauen und die Kinder zu einem hohen Berg brachte. Anschließend wurden auch Kühe, Hühner, Kälber und alles Bergungswerte dorthin gebracht, denn wir befürchteten, daß die Flut noch höher steigen würde. Mein Bruder Franz hat die Pferde mit herübergenommen, eins an das andere gebunden schwammen sie durch den Fluß. Das sah wirklich schrecklich aus.

Auf diesem Berg blieben wir nur eine Woche, dann hatte das Wasser uns wieder eingeholt. Es gab noch viele weitere Berge in dieser Gegend. Den höchsten hat uns der Vater ausgesucht und uns darauf geleitet. Dort richteten wir uns nun häuslich ein. Doch wovon sollten wir uns ernähren? Zum Glück hat uns der Schiffskapitän nicht vergessen. Leider befürchtete er, wir seien ertrunken, doch da mein Bruder dies voraussah, der kleine, der Jakob, hat er ein Feuer angemacht und dieses immer wieder hochgeworfen. Zudem wird es auch am hellen Tag finster, wenn eine Überschwemmung stark ist. Auf diese Weise hat uns der Schiffskapitän gefunden. Und er hat uns Lebensmittel mitgebracht, Brot und Mehl und Hefe. War das eine Freude!

Er kam uns nun öfter besuchen, wobei er uns immer etwas mitbrachte, Mehl und Reis. Wie wichtig war das für uns, zumal außer uns noch viele andere auf diesen Berg geflüchtet waren.

„Wohl habe ich Ihnen Produkte gebracht, aber wie wollen Sie backen, wenn Sie doch keinen Backofen haben?“ fragte der Schiffskapitän nun.

„Da machen Sie sich mal keine Sorgen“, antwortete meine Mutter verschmitzt.

Flugs gruben meine Brüder ein Loch in die Erde, verputzten es, und schon hatten wir einen Backofen, den sie auch gleich anheizten. Der Kapitän blieb dabei still stehen und staunte. Meine Mutter hatte den Teig schon bereit, und alsbald wurde er auf einem Blech in den neuen Ofen geschoben. Das war ein richtiges Zigeunerleben.

Nun, das Wasser war auf einmal wieder gefallen, und so konnten wir zurück auf unseren Hof. Doch mein Vater war nicht gewillt, länger dort zu bleiben, denn er war der Ansicht, die

Überschwemmung werde sich in Kürze wiederholen.

Meine Mutter hatte die ganze Zeit über vor sich hingekränkelt, doch als das Wasser gefallen war, war sie auf einmal wieder gesund, als ob die Krankheit mit dem Wasser in Zusammenhang gestanden hätte.

Ein erneuter Anfang - ein langer Leidensweg

Mein Vater entschloß sich, wieder zurück in die Ukraine zu fahren, nach Südrußland. Wie er glaubten auch viele andere Deutsche, die vertrieben und mißhandelt worden waren, daß die Zeit der Verfolgung vorüber sei.

Mein Vater hatte die Stadt Kramatorsk als Reiseziel erwählt, eine große Industriestadt in der Ukraine. Dort haben meine Brüder, die alle zwei Berufe erlernt hatten, alsbald eine Anstellung bekommen, denn sie waren fleißig und klug. Sie haben gut verdient und konnten sich auf diese Weise sogar ein eigenes Häuschen leisten. Drei von ihnen verheirateten sich.

Doch die Freude währte nur kurze Zeit. 1936 wurden meine Brüder von der russischen Kriminalpolizei verhaftet und zu Zwangsarbeit nach Sibirien verurteilt. Vielen anderen deutschen Männern, die schon jahrelang in Rußland gearbeitet hatten, erging es ebenso.

Auf dem Weg nach Sibirien geschah etwas Fürchterliches: mein zweitjüngster Bruder mußte auf dem Fluß ein Loch in das Eis einschlagen. Er vermochte dies vor Erschöpfung fast nicht, und sobald das Loch fertig war, riß einer der Russen ihm die Mütze vom Kopf, und mein Bruder wurde mit Füßen in das Loch hineingetrampelt. Er schrie nur einmal auf - oh Gott! - dann war er verschwunden. Meine anderen Brüder mußten dem allen Zusehen, aber helfen konnten sie ihm nicht.

Was tat ich nun in Kramatorsk? Daß ich den Beruf einer Lehrerin ausüben könnte, durfte ich nicht mehr hoffen. Dennoch nahm ich mir einige Schüler, aber ohne es anzumelden, und nebenher verkaufte ich in einer Bäckerei Brötchen.

1937 erkrankte meine Mutter an Gallensteinen. Sie hatte so viele, daß sie nicht mehr aufrecht bleiben konnte. - Da wurde ich im Oktober von den Russen festgenommen und eingesperrt. Im Gefängnis traf ich auf viele andere deutsche Frauen, die alle auf verschiedene Arten gequält wurden. Meine ehemalige Kollegin starb vor meinen Augen. Mir wurde ein Strafbericht vorgelegt, den ich unterschreiben sollte, doch es war darauf noch einiger Platz freigelassen worden. Dies kam mir sehr suspekt vor, ich wollte nicht mein eigenes Todesurteil unterschreiben, und so verweigerte ich meine Unterschrift. Oh wie war diese Zeit fürchterlich, es ist nicht zu beschreiben. Das Wasser stand teilweise bis zum Gürtel und Ratten schwammen darin herum.

Doch dann stand eines Tages ein SS- Mann, ein Obersturmbandführer, in der Tür, er befreite mich und nahm mich mit nach Deutschland.

In der Zeit meiner Abwesenheit ist meine Mutter gestorben. Meinen Vater haben die Russen erschossen, meine Brüder waren fort, und so blieb ich allein. Von Meinen Schwestern war nur noch Käthe am Leben, sie war in Kramartorwsk verheiratet und hatte vier Kinder. Ella war ebenfalls an einer Krankheit gestorben. Was blieb mir also besseres zu tun, als mit der Wehrmacht, bei der ich schon einmal als Dolmetscherin gearbeitet hatte, mit nach Deutschland zu ziehen? Zwar hatte ich einen Brief von dem Bauingenieur aus dem fernen Osten erhalten, ich sollte doch zu ihnen zurückkommen, doch das war für mich ein zu weiter Weg, zumal ich doch gesundheitlich sehr gelitten hatte, und meine linke Hand nun für immer kaputt war.

Heirat

Es stellte sich mir jedoch noch ein Problem. Ich hatte einen jungen Mann zu mir genommen, einen Russen, der mit meinem Bruder zusammen im Büro gearbeitet hatte. Er sollte mir dann ein bißchen im Garten und im Haushalt helfen. Da die Front näher rückte, so mußte ich auch für ihn sorgen. Ich wollte ihn zu seinen Eltern und Angehörigen mitnehmen, und ich hoffte, daß ich dies als ehemalige Dolmetscherin auch tun dürfte. Doch der Obersturmbandführer sagte zu mir: „ Sie können ihn mitnehmen, aber dann muß ich Ihnen eine Bescheinigung ausstellen, daß er Ihr Ehemann ist." Oh du lieber Augustin! Andernfalls durfte ich ihn nicht mitfahren lassen, nur unter dieser Bedingung, außerdem sähen die Soldaten auf diese Weise, daß ich nicht alleine bin. Was sollte ich tun? Dies war

der letzte Transport mit den Verwundeten und den anderen Soldaten, die einen Rückmarsch machten, ich mußte mich also schnell entscheiden, ob ich das Angebot annehmen sollte oder nicht. Was ist jetzt wichtiger: ein Menschenleben zu retten und die Bescheinigung empfangen oder lieber nicht? Ich kann doch keinen Menschen unter den Bomben lassen! Wer das nicht miterlebt hat, der hat ja keine Vorstellung.

Da kam mir der Obersturmbandführer ins Wort, denn er sah, daß ich zweifelte. Er sagte, er sei kein Standesbeamter und auch kein Pfarrer, er hätte im Grunde gar nicht das Recht, eine solche Bescheinigung auszustellen. Deshalb müsse ich die Bescheinigung nachher vernichten, damit er nicht in Schwierigkeiten gerate. Da war mir leichter ums Herz. Ich wollte ja bloß helfen und nicht gleich heiraten!

In der Eile gab ich dem Russen die Bescheinigung, ich bat ihn nur, er möge sie bloß niemandem zeigen. Nun waren aber Deutsche von der Siedlung mit auf dem Transport, die haben ihm alle Unterlagen abgenommen, samt dieser Bescheinigung. Als sie diese gesehen hatten, haben sie sich lustig über uns gemacht und gelacht, daß ich einen Russen geheiratet hätte.

Endlich stiegen wir wieder ein und fuhren ruhig weiter. Auf dem Transport habe ich auch meine ehemalige Kollegin angetroffen, wir kannten uns gut. Sie war gerade nach Kanada unterwegs, wie so viele zu dieser Zeit. Sie tröstete mich und sagte, ich solle mir keine Gedanken machen, denn ich hatte ja bloß Gutes tun wollen. Ja, auf diese Weise habe ich den jungen Mann zu seinen Angehörigen nach Saporoge gebracht. Die haben sich sehr gefreut, daß sie ihren Bruder und Sohn wiederhatten.

Als ich wieder in Deutschland war, fragte ich beim Obersturmbandführer an, ob ich nicht wieder als Dolmetscherin bei ihm arbeiten könne. Dieser sagte jedoch, als er mich erblickte: „Nein, Sie haben für Ihr Leben schon zu viel mitgemacht.“ Er hat mir dann eine Bescheinigung ausgestellt, mit der ich zur Rentenstelle gehen sollte. Auf diese Weise würde ich in meinem elenden Zustand Rente bekommen. Das war für mich sehr beschämend, so jung schon Rente zu beziehen.

Ratibor

Ich hielt mich zu dieser Zeit in Ratibor auf, in Oberschlesien, im Mittelpunkt, wo alle wichtigen Informationen ankamen, wichtige geheime Reden gehalten wurden, und die Länder ihre Beratungsstelle hatten. Von dort aus bin ich nun auf die Suche nach einer Anstellung als Lehrerin gegangen. Doch als man erfuhr, daß ich in Rußland geboren war, hat man mich jedesmal zurückgewiesen. Auf einer Stelle hat mir schließlich ein Oberstudienrat gesagt, ich könne nur dann eine Anstellung bekommen, wenn ich die Lehrerinnenprüfung in Deutschland nochmal machte. Und richtig, so war es auch. Ich erkundigte mich also, wohin ich fahren müsse, um zum Lehrerinnenseminar zu gelangen. Man antwortete mir, ich müsse dafür in die Stadt Teschen fahren. So eilte ich dorthin. In Teschen waren bereits etliche angekommen, die ebenfalls die Prüfung ablegen wollten. Und am nächsten Morgen mußten wir dann zur Prüfung. Wir waren ohnehin schon aufgeregt, als wir zum Bahnhof kamen, um den Zug zu nehmen, der uns zur Prüfungsstelle bringen sollte. Doch unsere Nerven wurden auf eine noch härtere Probe gestellt, denn der Zug kam und kam nicht. Viel zu spät langten wir schließlich an, die Prüfer hatten schon Schluß machen wollen. Doch zuguterletzt war ich die zweite, die auf sehr gut abgegeben hat.

Mit Freuden bin ich nach Ratibor zurückgefahren, und alsbald bekam ich in einer städtischen Schule, der Langemarkschule, eine Anstellung.

In meiner Klasse waren 31 Schüler von der ersten bis zur fünften Klasse. In die erste Klasse gingen nur drei oder vier Kinder. Ihre Mutter war in einer russischen Partei und hatte gar keine Zeit für sie. Die Kinder waren unterernährt und vernachlässigt worden. Ich habe sie gesättigt und mit in die Schule genommen.

Meine Schüler hatten zum Teil ihre Eltern verloren. Der ehemalige Bürgermeister von Ratibor hat sich ihrer angenommen. Er bat mich nun, mich ebenfalls ihrer anzunehmen und zu versuchen, sie von ihren Ängsten zu befreien. Dies tat ich gerne. Der eine der beiden Jungen, um die es ging, war psychisch nicht so stark angeschlagen, und er wurde bald wieder guter Dinge. Doch der Fall des anderen Jungen war hart. Dieser Junge hatte bereits alle seine Kleider verschenkt und wollte sich nun das Leben nehmen. In seinem Koffer befanden sich nur noch ein Strick und ein Taschenmesser. Das

war ein wirklich großes Problem. Ich habe ihn angesprochen und mich ihm als seine Tante vorgestellt. Das war zwar gelogen, aber irgendwie mußte ich ihm ja näherkommen. Doch er war sehr verschlossen. Ich habe Angst bekommen und habe daher den Bürgermeister gebeten, immer hinter mir zu bleiben, damit er mir beistehen könne, wenn etwas passierte. Wir liefen im Park herum. Ich mußte den Jungen unbedingt zum Reden bringen. Schließlich kam mir ein Einfall. „Hermann, ich besitze eine Schreibmaschine, und ich habe gehofft, daß du mir vielleicht damit hilfst, meine Aufgaben zu schreiben. Würdest du das tun?“ Da schaute er mich an und fragt vorsichtig: „Was soll die Schreibmaschine denn kosten?“ Ich sagte zu ihm: „Gar nichts, die schenke ich dir.“ Und dann habe ich sie ihm auch gegeben.

Der erste Schritt war getan. Nun nahm ich Briefwechsel mit seinem Bruder auf, der bereits nach Kanada geflüchtet war. Dieser schilderte mir in seinen Briefen, daß seine Gattin Hermann nicht bei sich aufnehmen wolle. Ich schrieb nun zurück, sie sollten doch Rücksicht auf ihn nehmen und sich seiner erbarmen, nur so könne Hermann gesund bleiben. Diesen Wunsch haben sie akzeptiert. Und nun blieb mir nur noch die eine Sorge, wie ich die beiden Jungen zu ihren Verwandten nach Kanada bringen sollte. Doch ich hatte Glück, denn ich kannte einen Prediger, der zu seiner Schwester nach Kanada fahren wollte. Ihn habe ich gebeten, er möge so gut sein, die beiden mitzunehmen, den einen Jungen zu seiner Schwester und den anderen zu Bruder und Schwägerin. Damit war er einverstanden, und so waren beide endlich versorgt. Ich habe nur noch einmal einen Brief erhalten, in ihm kamen schwere Depressionen Hermanns zum Ausdruck.

Doch schrieb er mir, er sei dankbar, daß ich ihm geholfen hatte.

Ich habe sehr viel geschafft, aber damals war ich noch jung und dachte mir: man muß helfen, wo man kann.

Gewohnt habe ich in einem Nonnenhaus. Die Nonnen waren noch jung, und sehr hilfsbereit. Ich bekam ein eigenes, schön möbliertes Zimmer. Auf diese Weise brauchte ich mir gar nichts Eigenes zu kaufen. Auch gekocht wurde für mich. Oft gedenke ich der schönen Stunden, die ich mit ihnen verlebt habe.

Erneute Flucht gen Westen

Dann kam die Front näher, die Stadt wurde bombardiert und mit Granaten beschossen. Ich entschloß mich, die Schule zu schließen und weiter gen Westen zu fahren. Die Eltern meiner Schüler nahm ich zusammen mit ihren Kindern mit und brachte sie in Sicherheit. Doch ich selbst bin noch einmal zurückgefahren, um die Lebensmittel, die ich noch besaß, dem Geschäftsmann zurückzugeben: Butter, Zucker, Reis und Mehl. Mitnehmen konnte ich sie nicht, das wäre zu umständlich gewesen. Ich bin also zum Kaufmann geeilt und bat ihn, er möge die Lebensmittel alle bei mir abholen und mir die Brotmarken dafür zurückgeben. Er war sofort dazu bereit, gleich hat er mir die Marken ausgehändigt. Er war ein sehr frommer Mann.

Auf dem Weg zurück ins Nonnenhaus traf ich auf einen Soldaten. Er war gelb, ganz dunkelgelb, und er hielt mich fest und sagte, ich solle mich umdrehen. Er wollte mich erschießen. Schon zog er die Flinte da, in diesem Moment kam der Obersturmbandführer, und der schrie laut: „Halt, Halt!“ Ich drehte mich um, erblickte ihn, doch befahl er mir, mich sofort wieder zurückzukehren, ich sollte nicht sehen, was nun mit dem Soldaten geschehen sollte. Der Obersturmbandführer schrie den Soldaten an und sprach: „Du Lump, du weißt nicht, was diese arme Frau mitgemacht hat, und jetzt willst du sie erschießen! Ich geb' dir gleich was!“ Was er dann mit ihm unternahm, kann ich jedoch nicht sagen.

Mich wies der Obersturmbandführer an, ich solle schnell ins Nonnenhaus gehen und meine wichtigsten Sachen holen, er wollte mich mitnehmen. Ich habe also meine wichtigsten Bücher eingepackt und meine Bettkissen, damit ich etwas zum Schlafen hatte. Er stand unten und hat gewartet, bis ich fertig war, und schickte sogar noch ein paar Soldaten zu mir herauf, die mir alles heruntergetragen haben. Er hatte es recht eilig, denn er führte den letzten Wagen an, der jetzt von der Front kam, um die jungen Soldaten dorthin zu bringen, wo noch Soldaten fehlten.

Außer mir wurde eine Zivilfamilie dort oben auf dem Lastwagen mitgenommen, ein Vater mit vier Söhnen, doch es war Platz genug für alle, denn es war ein großer Lastwagen. Doch der Vater war sehr unfreundlich, er warf sogar meine Koffer vom Wagen und sagte: „Kein Koffer wird

weitergefahren." Ein Glück, daß seine Söhne etwas vernünftiger waren. Sie haben ihren Vater ermahnt und zu ihm gesagt: „Das ist ja unsere ehemalige Lehrerin, die darf ihre Bücher und Betten mitnehmen." Das geschah ein paarmal, und als der Obersturmbandführer das sah, schritt er mit den Worten ein, daß, wenn er nicht gleich mit seiner Albernheit aufhöre, er mitsamt seinen Söhnen aussteigen müsse. Und es blieb dabei. Der Mann wurde still, und die Söhne baten, doch weiterhin mitgenommen zu werden.

Einige Zeit war es nun still. Wir fuhren durch einen großen Wald. Der Wagen holperte stark, ich dachte schon, wir seien vom richtigen Weg abgekommen, doch dann merkte ich, daß wir über lauter tote Soldaten hinwegfuhren.

Bis zu einer großen, leeren Mühle fuhren wir. Dort mußten wir aussteigen. Es befanden sich hier bereits viele Vertriebene. Unter ihnen war auch ein altes Ehepaar, das sehr arm und hungrig war. Ich habe ihnen meine neuen Betten zum Unterlegen und Zudecken gegeben. Die alte Frau hat sich sehr gefreut, daß sie jetzt weich schlafen konnten. Aber leider war sie so voll Ungeziefer, daß sie des Nachts darüber saß und die Läuse zerbiß. Dazu brummelte sie: „Ihr habt mich gebissen, jetzt sollt ihr das auch fühlen." Ich habe mir das lange angesehen, dann überlegte ich, daß sie die Betten behalten sollte. Ich ging hinaus zum Fluß und wusch mich mit kaltem Wasser ab. Darauf ging ich wieder in die Mühle zurück und suchte mir eine andere Schlafstelle.

Am übernächsten Tag mußten wir weiterfahren. Die alte Frau wollte mir die Betten nun zurückgeben, aber ich wies sie ab, sie waren mir zu unsauber. Doch sie hat darauf gedrungen: „Nehmen Sie, es gehört doch Ihnen!" „Nein", erwiderte ich, „die will ich nicht mehr haben."

Eine neue Aufgabe

Darauf bin ich zu Fuß in Richtung Bahnhof gegangen, ich wollte allein weiterfahren. Auf dem Weg dorthin sah ich eine Menschenmenge stehen. Die Menschen zitterten am ganzen Leibe. Ich erkundigte mich, warum sie dort stünden, ob sie wohl auf einen Transport warteten? Sie gaben mir die Antwort: „Wir stehen hier schon seit heute Morgen in der Frühe und haben nichts gegessen. Unser Transportführer ist mit einer Krankenschwester weggefahren und hat unser Geld und unsere Papiere alle mitgenommen. Und bevor er wegging, hat er uns noch gedroht, wir sollten auf keinen Fall in den Bahnhofssaal gehen, denn das sei nicht erlaubt.

Dies kam mir doch zu traurig vor. Ich bin zum Vorsteher des Bahnhofs gegangen und habe gefragt, warum es nicht erlaubt sei, diese Menschen unter Dach und Fach zu bringen. Die Sonne war nun schon untergegangen, und es war sehr kalt. Der Vorsteher antwortete mir Selbstverständlich dürfen sie alle in den Bahnhofssaal hereinkommen, es ist zwar noch kalt, aber Feuerung ist genug vorhanden, und wenn einer da ist, der die Holzkohle mit hereinbringt, kann auch gleich angeheizt werden." Wir beide gingen zum Tor, das der Vorsteher aufschloß, und mir wurde gezeigt, wo sich die Kohlen befanden.

Daraufhin ging ich zu der Menschengruppe zurück und habe sie gebeten, mir beim Hereintragen der Feuerutensilien zu helfen. Viele waren sofort dazu bereit. Ein paar Frauen und Männer brachten Holz und Kohle herbei, und der riesige Ofen wurde angeheizt. Es dauerte nicht lange, da war er glühend rot, und Wärmebreitete sich im ganzen Saal aus. Alsdann habe ich die Frauen noch gebeten, die Tische und Bänke zusammenzustellen. Ich selbst ging in den Keller und suchte die Chefin des NSV auf. Der NSV war ein ausgewählter Frauenverein, der für Flüchtlinge und verwundete Soldaten gekocht hat. Da war immer alles bereit. Ich habe sie also gefragt, ob nicht die Möglichkeit bestünde, diese Vertriebenen, 117 an der Zahl, zu sättigen. Werde ich nie vergessen, diese Zahl. Die Chefin bestätigte: „Selbstverständlich können wir das, nur für das Hereinbringen des Essens haben wir kein Personal, das müssen die Flüchtlinge schon selbst besorgen."

Auch ich habe beim Herausfragen geholfen, und es dauerte nicht lange, da waren die Tische mit Tellern voll Suppe, Kartoffeln und Ei gedeckt. Es war gar nicht so einfach, für all diese hungrigen Menschen zu sorgen. Als alle versorgt waren, wollte die Chefin von der NSV wissen: „Wie kommt es eigentlich, daß diese Menschen schon von morgens an hier stehen, sie müssen doch jemanden haben, der für sie sorgt." Da habe ich ihr die ganze Geschichte erzählt, vom Transportführer und der Krankenschwester, die mit den Unterlagen und allem Geld weggegangen waren. „Der ist", vermutete

sie sogleich, „bestimmt nicht weit ab von hier in einem Restaurant.“

Überall in der Umgebung waren die Häuser verdunkelt und verschlossen, nur das eine Restaurant war geöffnet. Ich sollte mit der Chefin mitkommen, sie würde ihn schon finden. Sie fügte noch hinzu: „Der muß jetzt die Verantwortung für diese Gruppe an Sie abgeben, Sie sind die richtige Person für diese Vertriebenen.“ Dabei war ich doch selbst Vertriebene!

Alles traf so ein wie vorausgesagt. Der Transportführer saß mit seiner Begleiterin an einem Tisch und tat sich wichtig. Die Chefin des NSV ging zu ihm an den Tisch heran und fragte ihn, ob er der unverantwortliche Transportführer sei, wenn ja, dann solle er die Unterlagen sofort an mich übergeben, denn ich würde den Transport jetzt übernehmen. Die Krankenschwester lief so schnell sie konnte davon, und mir wurden das Geld und die anderen Dinge gegeben. Doch da schaute dieser Mensch mich an und sagte: „Diese Person mit nur einer Hand, die übernimmt ja etwas, wovon sie gar nichts versteht.“ Meine Begleiterin sagte ihm darauf ihre Meinung: "In solcher Weise behandelt man keine alten, kranken Menschen, die den ganzen Tag draußen stehen und frieren.“ Und er solle sich ja nicht erlauben, mir nachzukommen, sonst würde sie die Polizei anrufen.

Er blieb am gedeckten Tisch wie angenagelt sitzen und erlaubte sich nicht, aufzustehen. Ich ging mit der Chefin zur Küche zurück. Nun mußte weitergedacht werden: „Jetzt ist gleich Nacht, da müssen die Leute Schlafgelegenheiten bekommen.“ Ich ging also nochmals zum Bahnhofsvorsteher und fragte ihn, wo ich meine Schützlinge unterbringen könne. Er ging daraufhin zum Telefon und rief eine große Reisebusstelle an. Und zu der besagten Uhrzeit, um sieben Uhr abends, kamen die Busse angefahren und brachten uns in verschiedene Schulen, die geschlossen worden waren. Als wir dort ankamen, waren die Betten bereits fertiggestellt, und so konnten wir alle gut ruhen. Bis zum nächsten Morgen um acht Uhr in der Frühe schliefen wir, dann mußten wir uns fertig machen, um zu unserem Zug zu gelangen, mit dem wir gen Westen unseres Landes fahren wollten.

Doch leider war der Zug schon voll, ich konnte keinen Platz mehr für uns finden. Also habe ich wiedereinander die Hilfe des Bahnhofsvorstehers in Anspruch genommen und ihn um Rat gebeten. Dieser sagte: „Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich vollbeladene Wagons im Hinterhof stehen habe. Wenn die Leute sie leerräumen und auskehren, dann können sie ihre Sachen nehmen und dort einsteigen.“

Lokomotiven hat er auch beschafft, so daß der ganze Transport alsbald fertig war. Er bestand aus 11 Wagons und zwei Lokomotiven, und da die Leute nur ein paar Habseligkeiten bei sich hatten, paßten alle hinein, und die Reise konnte beginnen.

Göttingen

Dem alten Transportführer war die Anordnung gegeben, die Vertriebenen bis nach Niedersachsen zu bringen, und so habe ich das übernommen und habe die Vertriebenen bis zur Stadt Göttingen gebracht. Die alten Leute hatten alle großes Vertrauen zu mir. Sie baten mich, ich solle bei ihnen bis zum Ende des Krieges bleiben.

So blieb ich denn auch in Göttingen. Ich habe für alle durch den dortigen Stadtoberbürgermeister ein Dach bei den Bauern gefunden. Etliche habe ich auch nach Amerika und nach Kanada zu ihren Verwandten geschickt. Ich selbst ging zu einem Gasthaus und bat die Inhaberin um Unterkunft für ein paar Nächte. Sie willigte ein, und ich bekam Übernachtung und Essen umsonst.

Ich wohnte dort ungefähr zweieinhalb Wochen. Eltern brachten schon zu dieser Zeit ihre Kinder zu mir, sie freuten sich sehr, daß es wieder eine Lehrerin gab, und ich freute mich noch mehr.

Es war mir aber doch nicht ganz Recht, daß ich die Wirtin nach meiner Art belästigte. So fragte ich sie, ob sie vielleicht wisse, ob nicht irgendwo eine kleine Wohnung für mich zu finden sei. Sie antwortete mir: „Morgen kommt die Briefträgerin, die weiß immer, wo eine Wohnung im Dorf zu bekommen ist.“

So war es auch. Es sei eine Lehrerwohnung frei, ich solle mich beim Bürgermeister des Dorfes danach erkundigen, es würde noch ein Lehrer gesucht. Ich solle jedoch früh gehen, denn der Bürgermeister verlasse schon sehr zeitig das Haus.

So habe ich mich denn frohgemut auf den Weg zum Bürgermeister gemacht. Dieser jedoch, kaum daß er mich sah, brüllte los: „Was willst du Russin hier, du mußt zurück nach Rußland, dafür werde

ich sorgen." Dann hat er mir seine großen Schäferhunde auf den Leib gehetzt, sie bellten fürchterlich und sprangen auf mich los.

Doch es passierte etwas Wunderbares. Ich blieb stehen und dachte bei mir: „Die Hunde sind doch bestimmt klug und werden meine Worte anhören." Dann habe ich den größten Beller angerufen: „Komm' her, du bist doch ein lieber Kerl." Er gehorchte, kam näher zu mir heran und hörte auf zu bellen, und die anderen Hunde desgleichen. Es waren vier große Schäferhunde. Der größte hat sogar meine linke Hand beleckt. Hunde sind doch sehr aufmerksame Tiere. Der Bürgermeister schaute auf und schrie: „Ich erschieße euch!" Die Hunde aber saßen bei mir und waren ganz ruhig. Das über's Herz zu bringen! Ich habe gesagt: „Herr Bürgermeister, Ihre Hunde sind barmherziger als Sie." Da erwiderte er: „Na, als Putzfrau will ich Sie meinethalben nehmen, aber nicht als Lehrerin."

Da kam der kleine Heini, das war mein kleiner Schüler. Ich hatte mit meinen Schülern gerade Gedichte eingeübt, denn es war kurz vor Weihnachten. Heini war der Sohn der Schwester des Bürgermeisters. Jetzt sagte er zu mir: „Warum sagt der Opa Russin? Wenn Sie eine wären, könnten Sie doch nicht so gut Deutsch und könnten uns auch nicht so schöne Weihnachtslieder und Gedichte beibringen." Den Heinz sehe ich heute noch vor mir, so ein kleines breites Kerlchen war das, so groß wie breit, das einzige Kind dieser Familie. Und der hat gestritten für mich! Er hat gesagt: „Dem Opa werde ich jetzt meine Meinung sagen, anzunehmen, Sie seinen eine Putzfrau, Sie sind doch eine richtige Lehrerin! Der Opa muß mal kommen und mitanhören, was wir alles singen und spielen."

Und tatsächlich hat der kleine Heini seinen Onkel soweit gebracht, daß dieser zu uns in die Schule gekommen ist, um sich unsere Weihnachtsgedichte und -lieder anzuhören. Er hat sich dann erkundigt, wann die Weihnachtsfeier stattfinden werde. Ich habe ihm darauf Antwort gegeben: „Am 24. Dezember abends findet sie statt." Er fragte mich: „Wieviele darf ich dazu mitbringen?" - Stellen Sie sich vor, er hatte ganz seine Haltung geändert! Meine Antwort war: „Soviele in die Schule hineinpassen!" Und das war eine große Schule mit großen Räumen und großen Fenstern. Weiter hat er gesagt, es sei zu kalt in dem Lehrerzimmer, ich könne einen Ofen von ihm bekommen. Und die Feuerung sollte ich mir vom Schulhof nehmen, so viel ich bräuchte.

Den Ofen hat er mir alsbald durch seine Arbeiter geschickt. Nun fehlte ihm nur noch eine Putzfrau. Darum habe ich mich nun gekümmert und mit meiner Bekannten, einer Schneiderin, habe ich die Schule geputzt, bis sie ganz wunderbar ausah. Der Fußboden hat richtig ge glänzt. Um den Bürgermeister nicht in Verlegenheit zu bringen, sagte ich ihm, ich würde auch weiterhin die Schule putzen, und ich verschwieg, daß die Schneiderin dies tun würde. Später habe ich ihr dann immer das Geld dafür gegeben.

Der Bürgermeister kam, als alles fertig war, und sagte: „Ja, das bezahle ich gut, die Schule ist sauber."

Das Gehalt für meinen Lehrerberuf habe ich vom Gemeindevorsteher im Nachhinein bekommen. Die Gemeinderäte wollten mich gar nicht mehr loslassen, als sie erfuhren, daß ich nicht dumm war.

Mein Lehrerzimmer habe ich selbst geputzt, vor allem mußte die Ölfarbe von den Wänden abgewaschen werden. Das war eine Arbeit! Oh, ich war so dreckig! Aber die Wände sahen hernach aus wie frisch gestrichen. Es war ein schönes Zimmer, es mußte nur noch möbliert werden. Als die Frau des ehemaligen Lehrers es gesehen hatte, ist sie zu ihrer Freundin gegangen, der Frau meines Hausarztes, und hat sie gebeten, ihr zu folgen. Stillschweigend haben sie gemeinsam mein Lehrerzimmer besichtigt. Dann schenkte mir die Arztfrau einen Tisch, zwei Stühle, ein Bett und einen Schrank, so daß mein Zimmer wirklich ge glänzt hat. Ja, und noch einen schönen Vorhang und eine Tischdecke gab sie mir dazu.

Man wollte mich nicht mehr loslassen, ich sollte in dem Dorf bleiben, bis zu meinem Tod. Oh, die Menschen dort haben mich so gerne gehabt, ein Gutsbesitzer hat mir einmal sogar ein gebratenes Ferkel und Obst geschenkt. Ich war sehr beliebt. Aber wie schwer hatte ich esam Anfang gehabt, furchtbar schwer.

Und der kleine Heini hat es fertiggebracht, daß ich jeden Tag etwas zu essen hatte, schönes Essen, Hühner und Gänsebraten, und er hat es mir persönlich gebracht.

Cornelius

Eines Tages Anfang Dezember 1944 übte ich mit meinen Schülern mal wieder Weihnachtsgedichte und Lieder ein. Es war schon ziemlich spät am Abend, als ich mit den Schülern nach Hause ging. Es lag Schnee. Da erblickten wir plötzlich weiter vorn im Schnee ein schwarzes Etwas. Ich vermutete, es seien Hunde, und sagte zu den Jungen: „Paßt auf, da sind Hunde.“ Und wie Jungen sind, haben sie sich Schneebälle gemacht und sie in die Richtung des schwarzen Flecks geworfen, mit den Worten: „Die Hunde werden wir schon zahmkriegen.“ Aber die Hunde bellten nicht, und so sagte ich: „Hört jetzt auf mit dem Schneeballwerfen, jetzt gehe ich hin.“ Es war kein Hund, was ich dort vorfand, es war Cornelius, der bitterlich geweint hat. Ich habe ihn versucht zu trösten und sagte zu ihm: „Warum weinst du? Schau' mich an, ich habe nur noch eine Hand und bin auch alleine. Du kommst mit mir mit, dann wirst du Arbeit finden und ich werde kochen, und so wirtschaften wir zusammen.“ Da merkte ich, daß es ihm leichter ums Herz wurde, und so ist er mit mir und den Schülern mitgekommen, bis zu meiner Wohnung. Dort habe ich ihn gesättigt und ihm ein Nachtlager bereitet. Er ist auch gleich vor Müdigkeit eingeschlafen. Sechzehn Jahre war Cornelius alt, als ich ihn gefunden habe. Er war so unterernährt, ich mußte sogar den Hausarzt und den Nervenarzt einschalten.

Wir blieben in Zukunft immer zusammen, bis auf den heutigen Tag.

Ich unterrichtete in der 10. Klasse drei Kinder eines Gutsbesitzers. Diese habe ich gebeten, sie möchten ihren Vater einmal fragen, ob er noch Tagelöhner brauche. Der Gutsbesitzer war damit einverstanden, Cornelius anzustellen, und hat ihm gleich auch eine Wohnung zur Verfügung gestellt, denn bei mir im Lehrerzimmer war nur Raum für mich. Und auch einen kleinen Garten hat er ihm vermietet, in dem er Gemüse pflanzen konnte. Cornelius hat sich sehr bemüht und hat den Garten schön mit Erde versorgt, hat ihn gedüngt und auch gleich Tomaten gepflanzt, Gurken, Bohnen und was es nur alles gibt. Es war so ein schöner Gemüsegarten, daß jeder stehengeblieben ist und ihn bewundert hat.

Das war ein fleißiger Junge von Anfang an.

Paraguay

Zu dieser Zeit hatte ich schon arge Probleme mit meiner linken Seite. Sie hat sich zusammengezogen und litt stark unter Rheuma. Mit ihr hatte ich immer Malheur, auch jetzt wieder. Die Ärzte in Göttingen, bei denen ich in Behandlung war, haben mir empfohlen, in den Süden zu fahren, damit die Gliederschmerzen sich in der Sonne wieder legten.

1949 bin ich dann zusammen mit Cornelius nach Süd-Amerika gefahren, nach Paraguay, wo das Klima am allerheißesten ist. Es herrschten dort immer 40 Grad. Oh, es war so heiß! Eines Tages kam ich zurück nach Hause zum Essen und habe Cornelius gebeten, mir schnell ein paar Eier zu braten. Als er jedoch vom Eierholen wieder in die Wohnstube hereinkam, hatte er statt der Eier Küken in der Hand, sie waren bei der Hitze alle ausgebrütet worden.

Ich habe mich auch dort bemüht und als Lehrerin gearbeitet.

Cornelius hatte auch hier einen Garten mit Bananenstauden, und ich habe ihm Hühner, Pferde und Kühe gekauft, damit er dort auch eine Zerstreung habe.

Die Blinddarmoperation

An einem Sonntag des Jahres 1950 war mein Bauch ganz geschwollen. Ich konnte mich kaum rühren und wußte nicht, was das sei. Daher bat ich den Prediger, mich ins Krankenhaus zu bringen. Zwei freche Jungen haben gedacht, ich sei schwanger. Sie sind zum Arzt vorausgeeilt und haben ihm eine schwangere Frau gemeldet.

Als ich im Krankenhaus anlangte, wurde ich sofort in den Operationssaal gebracht. Zuvor wurden mir jedoch noch meine Personalien abgenommen. Dabei hat mich der Arzt erkannt, denn ich hatte in diesem Krankenhaus bereits als Krankenschwester gearbeitet. Skeptisch fragte er mich, wieso ich in meinem Zustand überhaupt etwas mit Männern anfinde. Da wurde mir klar, daß die zwei Burschen sich mit mir einen üblen Scherz erlaubt hatten. Der Arzt bemerkte dies jedoch im selben Moment, denn nun kam mir bereits Eiter aus Mund, Ohren und Nase. Mein ganzer Leib war vereitert.

Nun ging alles sehr schnell. Die Oberschwester wurde gerufen, ich wurde narkotisiert, und die

Untersuchung begann. Dabei stellte der Arzt fest, daß mir der Blinddarm geplatzt war. Er dachte, dies sei mein Ende. Der Prediger wollte sich zurückziehen, aber der Arzt sagte, es sei sowieso schon zu spät, ich sei nicht mehr zu retten. Jedoch flößte er mir Medizin ein, ohne recht daran zu glauben, daß sie noch etwas bewirken könne.

Mein Arzt war auf die beiden Jungen sehr zornig und ärgerte sich, daß er ihren Schwindel geglaubt hatte. Deshalb tat er Folgendes: er rief sie herein, mit der Begründung, sie möchten ihm doch bitte die Taschenlampe halten, damit er besser sehen könne, da er nun einen Kaiserschnitt machen wolle. Nur einer den beiden Jungen kam herein, der andere hatte bereits gemerkt, daß der Arzt ihnen nicht gut gesinnt war.

Nun schnitt dieser mir meinen linksseitigen Leib auf und zeigte dem Knaben, daß da kein Baby war. Blitzschnell rannte dieser davon, der Arzt ihm hinterher, ganz außer sich zog er seinen Revolver - und drückte ab. Doch die Oberschwester konnte ihm den Arm gerade noch rechtzeitig hochschlagen, so daß der Schuß in die Decke ging. Das war etwas!

Zu diesem Zeitpunkt war ich bereits scheintot. Dreieinhalb Stunden lag ich noch dort, dann rief der Chefarzt die Siedlung an und bestellte eine Totenbahre und einen Sarg. Ich wurde in den Sarg hineingelegt. In Süd-Amerika ging all dies schneller als bei uns in Deutschland. Mir wurde auch schon ein Grabloch gegraben, in das ich über Nacht hineingelegt werden sollte. Am nächsten Morgen, solange es noch nicht so heiß sein würde, sollte die Trauerfeier stattfinden.

Doch es kam nicht soweit. Zu dieser Zeit war es sehr heiß, und es hatte schon lange nicht mehr geregnet. Ausgerechnet an diesem Abend fing es an zu regnen und zu donnern, ein starkes Gewitter brach los. Es waren wilde Pferde eingespannt. Da sie ein solches Wetter nicht gewöhnt waren, bekamen sie Angst, sie rissen sich los und liefen davon.

Zum Glück waren zwei Männer am Wagen. Der eine lief den Tieren nach, und der andere klingelte den Arzt und die Oberschwester wieder heraus. Sie wurden schnell über das Geschehene informiert. Dieses Mal reagierte der Arzt sehr schnell. „Bringt den Sarg mit Fräulein Hübert wieder herein.“ Alle packten mit an und zogen los. Auf dem Weg trafen sie auf Cornelius, der bitterlich weinte. Er schluchzte „Meine Eltern sind schon tot. Wenn ich auch noch diesen Ersatz verliere, wo soll ich dann hin?“

Der Arzt hatte großes Mitleid mit ihm. Deshalb bat er ihn, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, er möge in den Stall gehen und das Reitpferd füttern. Er war ein leidenschaftlicher Reiter und ist in seiner Freizeit oft herumgeritten. Also ist Cornelius zu des Arztes Reitpferd gegangen. In dieser Zeit hat der Arzt einen Eimer von echtem Spiritus genommen, hat ein Leintuch zusammengerollt und hat es darin getränkt. Er hat wirklich das Unmögliche versucht - er gab mir damit Klopfmassage! Und tatsächlich, nach einer halben Stunde fing mein Puls langsam wieder an zu schlagen. Vor lauter Freude hat mein Arzt einen Sprung gemacht und gerufen: „So, jetzt haben wir gewonnen, das Fräulein Hübert ist gerettet. Und der Cornelius hat seine Pflegemutter wieder.“ Die Krankenschwester, die zusammen mit der Oberschwester der ganzen Operation zugesehen hatte, war inzwischen in Ohnmacht gefallen, denn sie hatte nicht mit ansehen können, wie ich geschlagen wurde. Doch die Oberschwester hat alles mitbekommen, und hat es mir später alles wahrheitsgetreu erzählt. Es klingt wie ein Märchen, doch die Oberschwester war wirklich zuverlässig, ich kannte sie gut, weil sie bei mir zwei Töchter in der 10. Klasse hatte.

Und wie hat sich der arme Cornelius gefreut!

In der Nachbehandlung habe ich viel Flüssiges zu mir nehmen müssen, und auf diese Weise ist der Eiter verschwunden. Es hat jedoch sehr lange gedauert, bis ich wieder ganz bei Kräften war.

Nun möchte ich noch erzählen, was ich, während ich scheintot war, erlebt habe: Zwei Engel sind zu mir gekommen, die wollten mich mit sich nehmen. Ich jedoch sprach: „Ich habe doch nur eine Hand!“ Die Engel haben meine Zweifel gesehen, und so sind sie verschwunden. Aber ich habe später sehr schöne Lieder gesungen, die Schwester hat gestaunt, daß ich solch eine schöne Stimme hatte.

Jetzt möchte ich noch einen Spruch hinzufügen:

„Scheint's Leben dir schwer und finster die Nacht,
glaubst du, dann verlassen zu sein?

Nein, nein, Schwester, du bist nicht allein.

Drum glaube, was Gott dir versprochen hat.
Und geh' in die Natur -
er hat nie sein Wort gebrochen.
Findet die Vernunft auch keine Spur –
glaube nur, armes Herze, glaube nur."

Jetzt bin ich am Ende.

Heidelberg

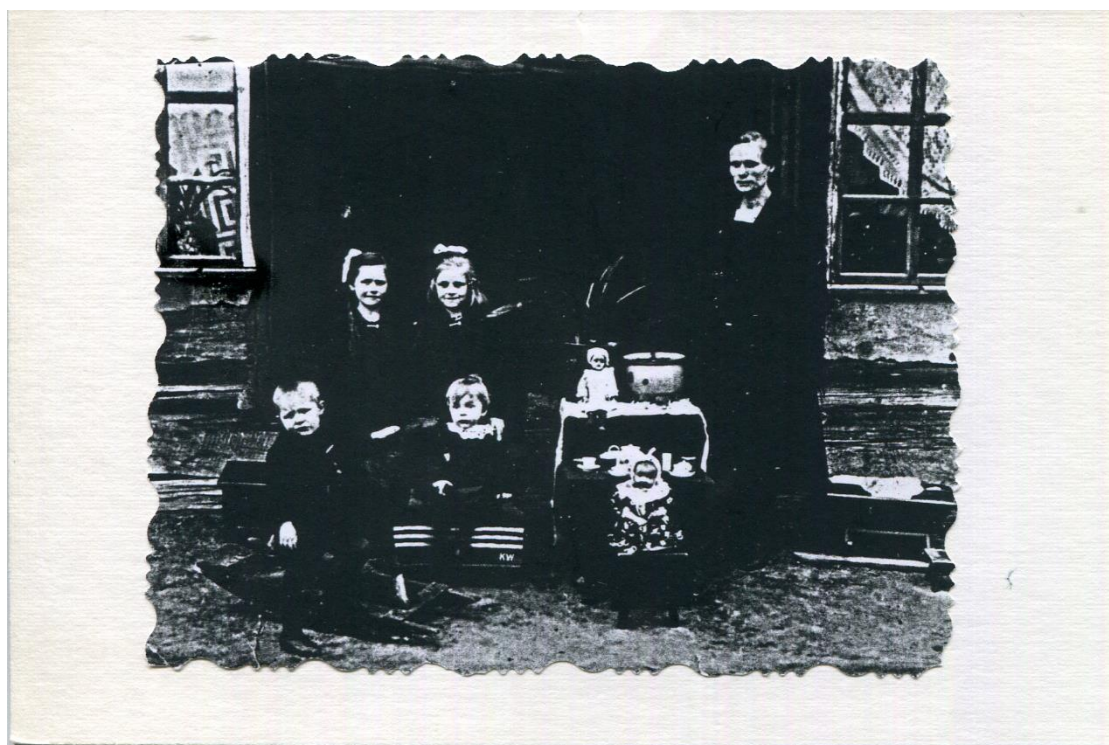
Und da meine Behandlungszeit abgelaufen war, mußten wir wieder zurück nach Deutschland. Im Konsulat der Stadt Asusson hatte man mir geraten, nach Heidelberg zu ziehen, dort seien die Ärzte auch gut. So sind wir 1959 zurück nach Deutschland gefahren, und zwar nicht nach Göttingen, sondern nach Heidelberg.

Ich hatte Geld genug, und so habe ich mir gleich eine Eigentumswohnung gekauft, mit drei Zimmern, Bad und Küche. Für uns beide war Raum genug. Das war meine erste eigene Wohnung. Eine Mietwohnung wäre nicht rentabel gewesen.

Uns ging es richtig gut.

Wenn ich zurückdenke - was ich für Reisen gemacht habe! Wenn mir das jemand gesagt hätte, hätte ich gedacht, das bringe ich ja nie fertig - und doch.

Die Fotos.





<p align="center">BVD</p> <p align="center">MITGLIEDS-AUSWEIS</p> <p>Nr. 3100</p> <p align="center">Bund der vertriebenen Deutschen Landesverband Baden-Württemberg</p> <p align="center"><i>Mörschen</i> Bund der vertriebenen Deutschen Landesverband Kreisverband HEIDELBERG-LAND Heidelberg, Rahnbacherstraße 13/15 (Gewerkschaftshaus) - Tel. 5057 Landmannschaft</p>	<p>Name <u>Toewas</u></p> <p>Vorname <u>Conradius</u></p> <p>Geburtsjahr und Tag <u>15.1.28</u></p> <p>Geburtsort <u>Grütwalde</u></p> <p>Beruf <u>/</u></p> <p>Letzter Wohnort vor Vertreibung <u>Grütwalde / G. d. S. S. D.</u></p> <p>Ausstellungstag <u>23. Jan. 1955</u></p> <p>Anerkannte Beitragszeilen</p> <p>bei _____</p> <p>seit _____</p>	<table border="1"> <tr> <td></td> <td>Oktober</td> <td>November</td> <td>Dezember</td> </tr> <tr> <td></td> <td></td> <td></td> <td>September</td> </tr> </table> <p>Beitragsmarken für das Jahr 1955</p> <p>Raum für Sonder- und Spendenmarken sowie Quittungsvermerke</p>		Oktober	November	Dezember				September
		Oktober	November	Dezember						
			September							

Beitragsmarken für das Jahr 195__		Oktober	November	Dezember
Raum für Sonder- und Spendenmarken sowie Gütungsvermerke				
Beitragsmarken für das Jahr 195__				
Januar	April	Juli	Oktober	
Februar	Mai	August	November	
März	Juni	September	Dezember	
Raum für Sonder- und Spendenmarken sowie Gütungsvermerke				

Raum für Sonder- und Spendenmarken sowie Gütungsvermerke				

Jetziger Wohnsitz _____
Gemeinde _____
Straße und Nr. _____
Kreis _____
Wohnsitzveränderung am _____
Gemeinde _____
Straße und Nr. _____
Kreis _____
Wohnsitzveränderung am _____
Gemeinde _____
Straße und Nr. _____
Kreis _____

Charta der deutschen Heimatvertriebenen

Im Bewußtsein ihrer Verantwortung vor Gott und den Menschen, im Bewußtsein ihrer Zugehörigkeit zum christlich-abendländischen Kulturkreis, im Bewußtsein ihres deutschen Volkstums und in der Erkenntnis der gemeinsamen Aufgabe aller europäischen Völker haben die erwählten Vertreter von Millionen Heimatvertriebenen, nach reiflicher Überlegung und nach Prüfung ihres Gewissens beschlossen, dem Deutschen Volk und der Weltöffentlichkeit gegenüber eine feierliche Erklärung abzugeben, die die Pflichten und Rechte festlegt, welche die deutschen Heimatvertriebenen als ihr Grundgesetz und als unumgängliche Voraussetzung für die Herbeiführung eines freien und geeinten Europa ansehen.

- Wir Heimatvertriebenen verzichten auf Rache und Vergeltung. Dieser Entschluß ist uns ernst und heilig im Gedenken an das unendliche Leid, welches im besonderen das letzte Jahrzehnt über die Menschheit gebracht hat.
- Wir werden jedes Beginnen mit allen Kräften unterstützen, das auf die Schaffung eines geeinten Europas gerichtet ist, in dem die Völker ohne Furcht und Zwang leben können.
- Wir werden durch harte, unermüdete Arbeit teilnehmen am Wiederaufbau Deutschlands und Europas.

Wir haben unsere Heimat verloren. Heimatlose sind Fremdlinge auf dieser Erde. Gott hat die Menschen in ihre Heimat hineingestellt. Den Menschen mit Zwang von seiner Heimat trennen, bedeutet ihn im Geiste töten. Wir haben dieses Schicksal erlitten und erlebt. Daher fühlen wir uns berufen zu verlangen, daß das Recht auf die Heimat als eines der von Gott geschenkten Grundrechte der Menschheit anerkannt und verwirklicht wird. Solange dieses Recht für uns nicht verwirklicht ist, wollen wir aber nicht zur Untätigkeit verurteilt beiseite stehen, sondern in neuen geläuterten Formen verständnisvollen und brüderlichen Zusammenlebens mit allen Gliedern unseres Volkes schaffen und wirken. Darum fordern und verfatzen wir heute wie gestern:

- Gleiches Recht als Staatsbürger, nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Wirklichkeit des Alltags.
- Gerechte und sinnvolle Verteilung der Lasten des letzten Krieges auf das ganze deutsche Volk und eine ehrliche Durchführung dieses Grundsatzes.
- Sinnvollen Einbau aller Berufsgruppen der Heimatvertriebenen in das Leben des deutschen Volkes.
- Tätige Einschaltung der deutschen Heimatvertriebenen in den Wiederaufbau Europas.

Die Völker der Welt sollen ihre Mitverantwortung am Schicksal der Heimatvertriebenen als der vom Leid dieser Zeit am schwersten Betroffenen empfinden. Die Völker sollen handeln, wie es ihren christlichen Pflichten und ihrem Gewissen entspricht. Die Völker müssen erkennen, daß das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen, wie aller Flüchtlinge, ein Weltproblem ist, dessen Lösung höchste sittliche Verantwortung und Verpflichtung zu gewaltiger Leistung fordert. Wir rufen Völker und Menschen auf, die guten Willens sind, Hand anzulegen ans Werk, damit aus Schuld, Unglück, Leid, Armut und Blindheit für uns alle der Weg in eine bessere Zukunft gefunden wird.